



---

*Adagio*

*1. Satz*

---

Mein Gesicht. Ich taste es aus unbestimmten Fernen. Langes, gelocktes Haar. Ein versunkenes Seerosengrün der Augen. Nichts an meinem Körper hat sich so verändert wie mein Haar, wie meine Augen. Ich war ich sechzehn Jahre alt. Das Jahr, in dem wir durch Schleusen gehen. Gehen. Geschleust. Geschleudert werden. Dem Abbild des Mythos ins Gesicht sehen. Es heißt: Eintreten.

Sehr scheu. Menschenscheu bin ich immer gewesen. Vor Annäherung schrecke ich zurück, als müsse ich in der Berührung zerschellen. Als würde sie mich erdrücken. Mich einnehmen. Abhalten, von dem gehalten zu werden, der mich halten soll. Ich habe Menschen wie Widerstände empfunden, Widerstände auf meinem Weg, wie Steine, wie Mauern, die sich mir entgegenstellen, ja sich mir entgegenstemmen, um mich abzuhalten, abhalten zu gehen, zu sehen, gehalten zu werden.

Amsterdam. Mein Leben beginnt in Amsterdam, würde ich sagen. In dieser Stadt. Ich bin sechzehn Jahre alt.

Eine Kindheit, unwirklich, verschwommen. Der Fötus erwartet, in Betrachtung versunken, die Welt. Vor das Auge geschwemmt, schwimmt sie in alten Bildern. Sinnend, geduckt hinter dem milchigen Membran der Fruchtblase habe ich sie durch den Leib meiner Mutter eingesogen. Es war nicht meine Welt. Das war nicht wirklich ich. Ich war ein Abbild. Ein Zerrbild, ein Schatten.

Das Kind, noch ohne Sprache, tastet sich durch die aufdringlichen Laute, das neue Licht, die sich nahenden Körper. Sie stören die Bilder auf, in denen es schwimmt, unsanft wecken sie es aus dem Schlaf. Das Alte liegt wie eine Stadt unter Wasser, in einer Traumzeit, mit der es sprachlos verhaftet bleibt. Es sucht Spuren, Markierungen woran es erkennt, wohin es getrieben wurde. Dieses Wasser hier hat eine distanzierte Kühle, aber das Licht. Das

rotgoldene Licht. Es staunt über dieses Licht, wenn sie es unsanft wecken. Dann lächelt das Kind zum ersten Mal. Es wird die Augen erkennen.

Ich liebe es, in den Himmel zu sehen. Zu sitzen und den Himmel anzusehen. Ich spiele nicht, ich träume. Ich spiele meine Träume. Ich bin eine Prinzessin, die keine Eltern hat. Ich lebe allein unter Fremden. Unerkannt. Meine Geschwister sind nicht meine Geschwister. Sie wissen auch, daß ich anders bin. Daß ich schwierig bin, werde ich unablässig hören. Ich vergrabe mich in Büchern. Meine Schwester erzählt, ich habe gerne gesungen. Ich hatte eine schöne Stimme als Kind. Heute ist meine Stimme verschlissen. Ich habe aufgehört zu singen. Aber mir ist, als habe ich in meiner Kindheit nur gewartet. Nichts als gewartet. Geduldig. Gefügig. Unterwürfig. Gewartet, bis der Tag kommen wird.

Unheimlich, die Welt. Ausgeprägt die Furcht, das Erschrecken vor den Schatten. Sie singt, wenn sie durch den Keller rennt. Wenn sie nach oben kommt, ist sie ganz außer Atem. Diese Ungewissheit, dieses Ungewisse da drinnen. Ganz innen. Ungeheuerliches lauert, steckt, versteckt sich dort.

Es fürchtet die Erkenntnis. Die Erkenntnis, es könnte sich als Täuschung herausstellen. Es fürchtete die Entdeckung. Die Entdeckung der Enttäuschung. Es fürchtet das Große.

Eine Unruhe. Unbemerkt von außen, geht sie im Innern auf und ab, hin und her. Die Treppen führen gleichzeitig nach unten und nach oben. Die Bilder ihrer Träume stürzen sie kopfüber. Sie strafen die Wirklichkeit Lügen. Dazwischen Fluchtlinien, schmale Grenzstreifen. Hinter der Schußlinie: Ein Niemandsland.

Ihre Augen suchen das Versteck. Spielen Verstecken. Suchen die sich vor ihr verbergende, verborgene Welt. Da draußen, sagen sie. Die Welt. Das, was das Kind nicht

sehen, nicht erreichen kann. Der Klang „die Welt“ wird zu einer Formel, die es mehr und mehr durchdringt. Mit fünf Jahren zieht es aus, fest entschlossen, die Welt zu suchen. Das Große. Diese große Welt. Es liebt den Kirchturm und das Läuten der Glocken. Das Kind ist losgelaufen, das Große, die Welt, die große Welt zu suchen.

Mit Anbruch der Dunkelheit kommt die Angst. Fremde bringen das Kind nach Hause. Hat die Mutter nach ihm gesucht?

Notgedrungen. Sie muß sich abfinden. Jetzt. Ihr Versteck wird sie unbeobachtet lassen. Im Holzverschlag des Großvaters träumt sie vor sich hin. Von der Mutter wird sie unwirsch zurückgerufen. Der Traum verschüttet.

Die Angst vor dem Großen wächst.

Menschenscheu steht sie vor dem, was sie nicht versteht, wie vor einem Strom auf sie herabstürmender Fragen, die quälen bis in den Schlaf, aus dem sie so oft in Schweiß gebadet erwacht. Sie vermag diese Spaltung nicht zu überwinden, die sich zu einem Moloch türmt, der sie zu verschlingen droht. Wohin? So vieles, wofür es keine Sprache gibt. Und, wenn es diese eine Sprache gibt: Wer spricht sie, wer versteht sie? Wer versteht, wovon das Kind spricht? Es sitzt am Fenster, betrachtet die Vögel und vertraut sich ihnen insgeheim an, die scheu wie das Kind, als Antwort auf- und davonfliegen.

An einem Morgen beginnt sie zu packen. Es ist nicht sie, die den Entschluß faßt. Etwas faßt ihn für sie, der Entschluß war lange zuvor schon gefaßt, Etwas sagte ihr, es ist jetzt an der Zeit. Es sagte endgültig: Gehen.

Mit sechzehn leuchtet es, leuchtet es so intensiv, daß jeder Tag voll Qual, voll von Drängen welches sich nicht erfüllt, voll von Begehren, das wie Lava unter der Haut brodelte, voll von Ausbrüchen, die in alle Richtungen schleudern.

Wohin? Wohin zuerst? In Stücke gerissen. Festgeschweißt, gekettet an den Berg: Jetzt. Es verebbt. Es läßt einen gedämpften, gestrauchelten Pulsschlag zurück. Der Rhythmus, ausgedünnt, dehnt den Atem über eine nach Atem ringende, längst ausgewaschene Zeit.

Meine Mutter, ich weiß. Ich habe sie weinen gehört. Es hat mir das Herz zerrissen. Wenn sie weint, dann zerreißt es mich. Ich kann meine Mutter nicht weinen hören. Alles ertrage ich. Aber wenn sie weint, dann zerreißt es mich. Ich habe mein Herz aus seinen Ankeren gerissen, aus seinen Verankerungen, aus seinen Verkettungen. Ich habe all diese feinen Fäden zerrissen. Hin- und hergerissen bin ich fortgegangen. Ich habe sie im Stich gelassen.

Meinen Vater höre ich wüten. Später ist er verstummt, was bängstiger ist, wenn einer verstummt, der wütet. Er wird immer wüten und verstummen. So, wie die Zeiten kommen und gehen, im Rhythmus unausweichlicher, natürlicher Katastrophen.

Sein Land, unser Land. Das Land, in dem sie auserwählt wahllos töten. In dem sie wahllos wahnhaft das Fühlen abtöten. Grausam Töten. Voller Grausamkeit: Das Wundenland. Ich kann es schweigen hören. Ich kann den Tod im Schweigen hören. Nach dem Totentanz: Ein Totenhaus.

Der Kern spaltet sich. Es ist der Instinkt, der natürliche Instinkt, der ihn wie eine Laterna Magica freilegt. Ein Lichtkreis im Ozean verwurzelt. Der Ozean ist leer. Die Schatten voll Farben. Das ganze Spektrum. Den Strahlen den Rücken zudrehend. In allen Schattierungen. Es ist bloßes Licht zu sehen, in hervorbrechenden Fontänen. Ein Sturz, heftig und jäh, vor die Augen, bevor es sich einschließt, sich ein Ring um das Konzentrat der Leere schmiedet. Verschließt.

Danach kommt ein Zerfall der Klarheit, verbundene

Augen, geknickte Flügel des Lichts, der Bruch von Licht und perlendem Glas. Das Kühne, zurück in seine Schranken gerufen, gefriert zu wildfremden arktischen Polen.

Was sie in mir sehen. Und was sie nicht in mir sehen wollen. Das bist du, sagen sie, als wüßten sie, wer ich bin. Das bin ich? Sie sind sich meiner sicher. Sie schreiben mich fest. Sie halten mich so fest, daß meine Arme schmerzen.

Langsam setzen sie ihre Schritte, zähfließend. Ich denke mich im Flug. Die Schwerkraft der Erde ist gleich Steinen, die sie an meinen Körper hängen. Sie stecken Steine in den Sack und werfen ihn ins Wasser. Die blinden Jungen ertrinken. Die Katze hatte sie auf dem Dachboden geworfen. Die Kinder weinen. Sie warnen mich inständig: Du wirst dir die Zähne ausbeißen. Ich beiße die Zähne zusammen.

Das Kind leidet. Es hat ein unbekanntes Leiden, es leidet unter der Vergänglichkeit. Es versucht, sie zu bändigen, sie inne zu halten, sie zum Bleiben zu bewegen, sie zu bewegen, endlich endlich stehen zu bleiben. Es versucht, sie einzuholen, zurückzuholen. Vergeblich. Vergeblich, sie zum Wiederkehren zu bewegen. Daß nichts wiederkommt, nichts bleibt, bereitet dem Kind Schmerzen. Größere Schmerzen, als alle Krankheiten zusammen.

Schreiben ist wie Dämonen besiegen. Zu schweigen ist, wie mit Dämonen zu leben. Schreiben ist Erinnerungen entfesseln. Ist sich in Formeln zentrieren. Schreiben ist schreien. Aus mir herausschreiben. In mich schreien.

Ich warte. Ich warte am Fuß der Berge, auf deren Spitzen die Heiligen stehen, während sie die Wolken streifen mit ihrem Lächeln. Wolken, die auf Wasser schweben, das sie weinen. Wird er dort sein?

Schreiben ist immer Dich lieben.